Jüre Ramseier, Not Dark Yet, BelleVue Basel, 12. November 2022

Anrede

Verlernen wir das Sehen? Reduzieren wir unsere Wahrnehmung allmählich auf ein digitales Guckloch in unserer Hand, auf das wir uns fixieren, als wär’s ein Kompass in unwegsamen Gelände? Man könnte es zuweilen meinen, beim Einsteigen in den Bus zum Beispiel, beim Anblick all dieser Gebeugten, jede und jeder, so nah sie sich eigentlich sind, ganz für sich.

Als Jürg Ramseier das Fotografien gelernt hat, Mitte der Achtzigerjahre an der Fotoschule in New York, glaubte man noch zu wissen, was ein gutes Bild ausmacht und warum man beim einen hinschaut und beim andern drüber hinweggeht. Es gibt diese hübsche Anekdote aus der Zeit am International Center of Photography in New York, als Jürg Ramseier die Bilder seiner ersten Aufgabe in der Schule zeigte, eine Reportage über Coney Island. Sie würden sie an den «anderen Schweizer» in der Stadt erinnern, sagten Mitschüler. Der andere Schweizer war Robert Frank, den Ramseier damals noch nicht kannte, dies aber in der Schulbibliothek rasch nachholte. Aber Robert Frank hat ja dann selber irgendeinmal nicht mehr gewusst, welche Bilder die richtigen sind. Er hat, unterdessen einer der führenden Fotoreporter, die dokumentarische Fotografie aufgegeben. Er hat die Aufnahmen, die er in der kanadischen Einsamkeit machte, zerkratzt und überschrieben, das Bild sozusagen unkenntlich gemacht.

Und dann kam die Digitalisierung, seit Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks die wohl folgenreichste mediale Umwälzung. Dem fotografischen Bild öffnete sich eine neue Welt ungeahnter Möglichkeiten, aber es verlor auch viel von dem, was es bis anhin auszeichnete: Originalität, Authentizität, Glaubwürdigkeit. Vor allem aber, und dies ist die eigentliche Veränderung, führte die Digitalisierung zu einem anderen Umgang mit fotografischen Bildern. Sie sind für die Mehrheit der Menschheit über das Handy zum ständigen Begleiter geworden, flüchtig und fahrig, mehr Mitteilung als Abbild – man kann bei der Bilderflut gar nicht mehr richtig hinschauen, dafür fehlt schlicht die Zeit. Daraus wiederum, aus dieser Bilderflut, ergibt sich eine noch nie dagewesene Beschleunigung des Bildkonsums. Das ist auch in der Newsfotografie zu sehen, die inzwischen ein völlig anderes Tempo anschlägt als zu den Zeiten, als Jürg Ramseier einer der profiliertesten Schweizer Bildjournalisten war, also in den Achtzigern- und den Neunzigerjahren. Kaum ist das Ereignis fotografiert – etwas zynisch zugespitzt: am liebsten, bevor es richtig angefangen hat –, werden die Bilder an Agenturen und Redaktionen übermittelt. Die machen dann oft gleich selbst die Auswahl, ohne wirklich vor Ort gewesen zu sein. Hauptsache, man ist Erstanbieter. So haben es sich die Magnum-Gründer damals 1947 wohl kaum vorgestellt.

Aber die schöne neue Welt hat auch andere Seiten: Diese Verdichtung, diese Unmittelbarkeit der Berichterstattung, die unterdessen alltäglich ist, erlauben uns Einsichten in den Lauf der Dinge, wie sie in dieser Genauigkeit und Allgegenwärtigkeit zuvor, in der analogen Fotografie, nicht möglich waren. Vom Vietnam-Krieg sagte man, es sei der erste TV-Krieg gewesen. Beim Krieg in der Ukraine sind wir jederzeit fast überall dabei und können uns – es ist noch immer schwer genug – zwischen privaten Videos, Propaganda und Medienberichterstattung ein Bild vom Krieg machen, wie es viele wohl noch kaum je so gesehen haben.

Wir verlernen das Sehen nicht, wir müssen es wahrscheinlich bloss wieder etwas schulen und die alten Sehmuster überprüfen. Wie das gehen kann, ist hier zu sehen, in den Fotografien von Jürg Ramseier. Vordergründig: In der Ausstellung trifft analoge Fotografie auf eine feine, ja elegante Weise mit digitalen Bildern zusammen, als wäre es nie anders gewesen. In diesem doch sehr sensiblen Prozess des Zusammenfindens offenbart sich zudem eine weitere Qualität: Entschleunigung. Die Bilder, die hier hängen, beanspruchen Zeit, besondere Aufmerksamkeit, durchklicken funktioniert nicht.

Es ist eigentlich auch nicht mehr von Belang, in welcher Technik sie entstanden sind. Es sind einfach Bilder, die zusammenfinden, irgendwie halt, scheinbar konzeptlos, als wären sie sich einmal über den Weg gelaufen und danach nicht mehr voneinander losgekommen. Davon handelt denn auch diese Ausstellung: Von Bildern und Gefühlen, die damit verbunden sind, von Erinnerungen, und was daraus geworden ist, von Sehnsucht und Heimweh, vom Leben und den Empfindungen, die es einem entlockt. Von Übergängen, wie Jürg Ramseier es nennt.

«Not Dark Yet» ist der Titel eines Songs von Bob Dylan aus dem Jahr 1997. Einer dieser schwermütigen Songs, wie sie Dylan immer wieder geschrieben hat, Sehnsuchtsgetränkt, aber voller Trauer und Verletzlichkeit. «It’s not dark yet, but it’s getting there». Gemeint ist damit die Blaue Stunde, die in der Abenddämmerung, die uns alle schon betört hat, aber eben auch, und dies vor allem, die Blaue Stunde des Lebens, oder, eher profan: die Zeit des Älterwerdens; oder, noch anders: die Zeit des sich wandelnden Blicks auf die Welt, auf die Orte, an denen man sich gerieben hat, und auf die Orte, die man als Heimat empfand, aber sich nun vielleicht nicht mehr sicher ist, oder erst recht. Die eigene, die ganz persönliche Blaue Stunde.

Tauchen wir ein. Die eine Linie kommt von weit her, zwei Sequenzen aus früheren Reportagen, die Kinder von Belfast, Mitte der Neunzigerjahre, entwurzelt und illusionslos in der toten Zeit zwischen dem Ende des Kriegs und dem Beginn des Friedens. Oder Ruben, der gehörlose Bub, Sohn langjähriger Freunde, den Jürg Ramseier fotografisch begleitete, und dessen Mutter zu den Fotografien Sätze von ihm aufgeschrieben hat. Diesen etwa: «Der Schatten schiebt das Licht weg. Das sieht man, wenn man lange schaut.»

Dem Schatten zuschauen, wie er wandert, ist eine durchaus fotografische Tugend. Oder, auf einer anderen, eher bildlichen Ebene, den Gedanken nachgehen, welche die Bilder und ihr Rhythmus an der Wand ins Laufen bringen und ins Drehen versetzen. Sie verfolgen zunächst keine innere Logik, sie sind auf einmal da und verstricken einen ins Wechselspiel mit den Fotografien und jenem zwischen den Fotografien untereinander. Landschaften, plötzlich ein Gesicht, das Fliessen der Aare, ein Hinterhof in Barcelona, Badewetter am Murtensee. Und einer, der innehält, sich vielleicht dreht, aber stehenbleibt. Was macht er dort, warum bleibt er stehen?

Innehalten, das ist auch ein Motiv dieser Ausstellung. Jürg Ramseier, so sagt er es, hat mit der Reportage-Fotografie abgeschlossen. Er reist nicht mehr so herum wie früher, es ist nicht mehr die gleiche, unbedingte Neugier, die ihn treibt, um jene Dinge zu finden, die er nicht versteht und darum zu fotografieren beginnt. Darauf war er stets aus, so genau hinzuschauen, dass er auch dahinter sieht, dass er die Zusammenhänge versteht und so vielleicht auch die Menschen, denen er begegnet. Heute sind es andere Zusammenhänge, nach denen er sucht.

Der Entscheid, nicht mehr als Reporter unterwegs zu sein, hat sicher auch mit dem Alter zu tun. Jürg Ramseier ist 1954 geboren – Deutschland wurde im Wankdorf Fussball-Weltmeister und Frankreich hat den Indochina-Krieg verloren. In Rubigen, dann in Münsingen, war er daheim. Aber dort hielt es ihn nie lange. Er wurde Sozialarbeiter, arbeitet in der Drogenberatung, und wusste dann, immer dringender, dass er nur eines will: fotografieren. Und so brach er denn auf, nicht nur einmal, das Leben lang. Das alte Schweizer Motiv vom Fahren und Bleiben hat er zu seiner ganz eigenen Sache gemacht.

Dem Dokumentarischen stellt Jürg Ramseier jetzt vermehrt das Atmosphärische gegenüber. In der Ausstellung ist das auf Schritt und Tritt zu verspüren. Doch die Stimmungsbilder beziehen sich keineswegs nur auf die titelgebende Blaue Stunde. Es ist mehr, als würden wir dem Fotografen zuhören, und natürlich auch zusehen, wie er sich seine Pfade sucht – wäre Jürg Ramseier ein Musiker, wären es Songlines, hinter denen er her wäre. Aber den Song hat Dylan geschrieben, der ist kaum zu übertreffen. Nein, Jürg Ramseier reiht Bilder auf, die ihre eigene Geschichte zu erzählen beginnen. Oft nur in Andeutungen und durchaus mit gewisser Diskretion, dann aber plötzlich konkret und gleich wieder entrückt. Wir wissen, wenn wir starten, nicht, wo wir landen. Auch Jürg Ramseier landet vielleicht jedes Mal an einem anderen Ort. Doch das ist kein Zeichen von Unsicherheit, es ist jetzt, eben in der Blauen Stunde, vielmehr ein Zeichen des Findens, vielleicht eine Ahnung, eine kleine Gewissheit. Und, trotz allem Suchen, immer auch ein Ankommen.

Dass eine so stille, auf eine Art sogar sanfte Ausstellung ihren Raum bekommt, ist, wir wissen es, nicht mehr selbstverständlich. Ich möchte, nun auch als Fotograf und Filmemacher, der Galerie Bellevue darum ganz herzlich danken, dass sie dies möglich macht, nicht nur hier bei Jürg Ramseier, sondern überhaupt in ihrem Engagement für die Fotografie. Um ein Bild aus dem Anfang meines Referats noch einmal aufzunehmen: Hier drinnen weiss man noch, was ein gutes Bild ist. Und wie man das weiss.

*Bernhard Giger*